

Begegnung.

Auf der breiten grauen Straße kamst du mir entgegen,
über die das wilde Großstadtleben zieht,
und ein Trauerkleid umhüllte deine Glieder
und du selber schienst ein todesstraurig Lied . . .

Als wir aneinander nah vorübergingen,
sahst mich deine tiefen guten Augen an;
unsre Blicke, nur für einen Augenblick verschwifert,
sprachen, was ein Menschenmund nie sagen kann . . .

Weißt du, fremde Frau, in deinem Herzeleide,
daß ich alle Qualen deiner Nächte liti,
wo du heiß mit deinem Gott gerungen
um des Kindes Vater, der in Fernen stritt?

Weißt du, daß ich allen Schmerz in deinem Blick erlebte
jenes Tages, da die Kunde kam, er fiel?
Alle Lebensmüdigkeit erfaßte, die dich packte,
und des lieben Kindes unbekümmert Spiel?

Alle Tage, die in trübe Zukunft gingen . . .
freudeloses Ringen um das knappste Brot?
Alle Nächte, da das Kind an deinem Herzen ruhte,
das nun deine Kraft, dein Trost, dein Mut in aller Not!

Deine Augen sprachen alles beim Vorüberstreiten;
war in meinem Blicke vom Verstehn ein Schein?
„Schwester“ wollt ich sagen, doch du warst schon fort-
geschritten,
Menschen, Straßen, trennten uns . . . : ich war mit deinem
Schmerz allein . . .

Hans Gathmann.

Kleidung aus Holz.

Von Dr. med. Walter Dumenthal.

Es ist wirklich kein verspäteter Aprißberg. Man fertigt sie an, man trägt sie und sie bewahren sich für bestimmte Zwecke recht gut. Die Tatsache ist auch für den chemisch Geschulten gar nicht weiter verblüffend. Sie ist lediglich das Endglied einer allerdings langen Reihe von Versuchen und praktischen Erfahrungen.

Ich habe mich vielleicht in der Ueberschrift nicht ganz genau ausgedrückt. Es handelt sich nicht etwa um biegsam gemachte dünne Bretter oder dergleichen, die in unserer beschlagenerreichen Zeit die Rolle von Kleidungsstücken spielen sollen, sondern um echte Gewebe aus schmiegsamem Material. Nur daß dieses nicht auf der Baumwollstaude oder auf einem Schafsrücken gewachsen ist, sondern ursprünglich als stämmiger Kiefern- oder Fichtenbaum in unseren Wäldern stand. Der Weg ist weit, aber es lohnt sich wohl, ihn zurückzugehen.

Allgemein bekannt ist, daß die festen Teile der Pflanze zumeist aus Zellulose bestehen, einer eigenartigen Substanz, die in ihrem chemischen Aufbau mit Zucker, Gummi und Stärke gewisse Ähnlichkeit hat. Sie bildet das Stützgerüst der Pflanze und der meisten pflanzlichen Fasern. Leinwand, Baumwolle, Kokosfaser, Hanf bestehen fast ausschließlich ebenso aus diesem Körper, wie Eichen- und Kiefernholz. Das Garn, mit dem wir nähen, das Papier, auf dem wir schreiben und drucken, danken der Zellulose ihre wertvollen, schier unerschöpflichen Eigenschaften. Würde heute die Zellulose plötzlich aus der Welt verschwinden, so würde das Folgen von weittragender Bedeutung haben, ja, dieser Fall mit all seinen Möglichkeiten wäre überhaupt nicht auszugedenken. Denn kaum ein Zweig menschlicher Tätigkeit würde von diesem Ereignis verschont bleiben.

Das rührt hauptsächlich daher, daß die Zellulose nicht nur Festigkeit und Schmiegsamkeit verbindet, sondern daß sie als chemisch verbindungs-fähiger Körper eine Reihe von Umsetzungen eingetrit und scheinbar ganz neue Stoffe mit ganz anderen Eigenschaften bildet wie das Ausgangsmaterial.

Man hat z. B. nur nötig, ein Blatt gutes Rohpapier, das im wesentlichen aus einem Filz feiner Zellulosefasern besteht, durch starke Schwefelsäure zu ziehen und nachher gut zu wässern, so hat das Papier plötzlich ganz andere Eigenschaften erlangt. Es quillt auf, seine Poren schließen sich, es verliert seine weiße Farbe, wird durchscheinend und hornig und ist wasserdicht und fettig geworden. Mit anderen Worten — aus dem Papier ist künstliches Pergament geworden, das mit all seinen wertvollen Eigenschaften im Haushalt und in der Technik ausgedehnteste Verwendung findet. Behandelt man aber eine reine Zellulosefaser, z. B. Baumwolle, mit einem Gemisch starker Schwefel- und Salpetersäure unter ganz bestimmten Umständen, so verändert sie ihr Aussehen wenig oder gar nicht. Dafür hat die Faser aber chemisch eine tiefgreifende Veränderung erfahren. Aus der harmlosen Baumwolle ist ein stark wirkender Sprengstoff, die Schießbaumwolle geworden, die in der Friedens- und Kriegstechnik heutzutage unentbehrlich ist.

Behandelt man die Schießbaumwolle mit bestimmten Lösungsmitteln, wie z. B. Alkohol und Äther, so löst sie sich darin zu einer dicklichen Flüssigkeit auf, die als Kollodium allgemein bekannt ist und zum Verschluß von Wunden, in der photographischen Technik und auch sonst viel verwandt wird. Seht man derartigen Kollodiumlösungen Stoffe, wie z. B. Kampfer, zu, so gelangt man zu durchsichtigen Substanzen, die sich beliebig walzen, pressen, bohren lassen, die man bemalen und färben kann und aus denen viele Gebrauchsgegenstände hergestellt werden. Es ist dies das Zelluloid, dem leider neben seinen vielen Vorzügen der Nachteil der Feuergefährlichkeit anhaftet, was ja bei seinem Ursprung aus der explosiven Schießbaumwolle weiter nicht verwunderlich ist.

Aber auch hier hat sich die Technik, vor allem die deutsche, nicht zufrieden gegeben, ehe es ihr nicht gelang, Stoffe herzustellen, die die guten Eigenschaften des Zelluloids besaßen, ohne mit seiner hauptsächlichsten Schwächen, der Feuergefährlichkeit, behaftet zu sein. Man ersetzte die Salpetersäure durch Essig- und Ameisensäure und gelangte so zu Produkten, die heute viel verwendet werden, besonders zu Zwecken, bei denen die leichte Entflammbarkeit des Zelluloids stören würde, z. B. in der Filmindustrie. Tatsächlich sind auch die früher so häufigen Veränderungen in Kinematographentheatern seit Einführung dieser neuen Stoffe recht selten geworden. Aber auch abgesehen von diesen speziell photographischen Zwecken verwendet man das Zelluloid und seine Ersatzstoffe im ausgedehntesten Maße für viele Zwecke, für die sonst Holz, Stein, Gartgummi oder Metall herangezogen werden mußten.

Doch es bleibt nicht dabei. Läßt man eine Lösung der Art etwa wie das Kollodium aus seinen Oefnungen unter hohem Druck austreten, so verfließt und verdunstet das Lösungsmittel an der Luft. Es bleibt ein feiner Faden von hohem Glanz und ziemlicher Festigkeit, der sich färben, spinnen und weben läßt, etwa so wie ein Seidenfaden, und Gewebe von großer Schönheit liefert. Dies ist eine Art der Kunstseide, die in den letzten Jahrzehnten zu Schmudgeweben der verschiedensten Art ausgedehnteste Verwendung gefunden hat, besonders, seitdem es gelungen war, ihr durch geeignete chemische Behandlung ein gut Teil ihrer Feuergefährlichkeit zu nehmen.

All die genannten Stoffe waren aus der Einwirkung von Säuren der verschiedensten Art auf das Ausgangsmaterial, die Zellulose, entstanden. Läßt man hingegen Alkalien, den chemischen Gegenpol der Säuren, auf die Faser unter bestimmten Bedingungen wirken, so bilden sich Verbindungen, in denen die Zellulose längst nicht so verändert ist wie bei den vorher beschriebenen Produkten. Es gelingt so, Lösungen herzustellen von zähflüssigem Charakter, die in vieler Beziehung dem arabischen Gummi und dem Glycerin ähneln, auch als Klebmittel Verwendung finden können, die aber bei geeigneter Behandlung wieder reine Zellulose abspalten. Je nach der Art des Vorgehens wird diese teils als weißes Pulver, teils als glaslares Häutchen ausgefriesen von einer Festigkeit und Elastizität, die praktischen Zwecken durchaus genügt. Aus derartigen Körpern bestehen z. B. die durchsichtigen, verhältnismäßig sehr billigen Blätter, die als Ersatz für das teure und derzeit kaum erhältliche Guttaperchapapier sich bestens bewähren, die auch zum Verpacken leicht verwendbar oder stark riechender Stoffe, ferner zu künstlichen Wurstmärgen verwendet werden. Ja, sogar Billardkugeln, die doch mechanisch in hohem Maße beansprucht werden, lassen sich als Ersatz für eiseneierne aus derartigen Material herstellen, ferner Gebrauchsgegenstände,

wie Lärgriffe, Messerschalen usw. Ebenso wie aus Kollodium-ähnlichen Lösungen hat man auch den Alkali-Zellulose Fasern gezogen, die eine ziemlich hohe mechanische Festigkeit besitzen. Schon früher hatte man aus Baumwollfasern die sonst nicht verarbeitbar waren, derartige Fasern und Fäden hergestellt, die gefärbt und versponnen als Ersatz für den immer teurer werdenden Woolsablen gute Dienste leisteten.

Aber erst der Krieg hat uns die zielbewusste Ausnützung dieser Dinge nähergelegt. Ich erwähnte bereits vorhin, daß auch das Holz zum größten Teil aus Zellulose besteht. Man hatte früher auch diese Zellulose in ziemlich großem Umfange gewonnen, sie allerdings im wesentlichen in der Papierfabrikation, in kleinerem Maßstabe zu Verbandsmitteln verarbeitet. Jetzt, wo die Baumwollzufuhr uns abgeschnitten ist und wo wir mit unsern noch im Lande befindlichen Vorräten sparsam wirtschaften müssen, hat man die Methoden der Zellulosegewinnung aus Holz und die weitere Verarbeitung des so erhaltenen Materials derart vervollkommen, daß wir nunmehr imstande sind, vieles aus Holz herzustellen, was man früher Baumwolle und ähnliches für unumgänglich notwendig hielt. Das Holz wird fein zerfeinert (geschliffen), und man gewinnt aus ihm auf chemischen Wegen die reine Zellulose, eine wasserlösliche, schneeweiße Substanz, die nun beliebig verarbeitet werden kann. All die hübschen, in den verschiedensten Farben prangenden Bänder, mit welchen heutzutage Pakete verpackt werden, bestehen aus solchen Fasern. Der Versuch, ein derartiges Band unter Gewollanwendung zu zerreißen, zeigt am besten, wie groß die Festigkeit der künstlich aus sprödestem Material gewonnenen Faser ist. Nun ist der Schritt zum eigentlichen Gewebe nicht mehr weit. Derartige Fasern lassen sich eventuell unter Beimischung ganz geringer Mengen von Baumwollgarn verspinnen, aus dem Gespinnst lassen sich auf besonderen Webstühlen Gewebe herstellen, die in ihrem chemischen und mechanischen Verhalten reinen Baumwollgeweben recht ähnlich sind. Das Ausgangsmaterial war, wie geschildert, das Holz. Und so wird es weiter nicht mehr sonderbar scheinen, daß mancher in seinem Beruf ein Paar Unausprechliche trägt, deren Stoff vor gar nicht so langer Zeit noch irgendwo als mächtiger Fichten- oder Kiefernstamm im Walde stand.

Der Betrieb der Kriegsgefangenenpost in Deutschland.

Mit der gleichen Sorgfalt, wie sie die deutsche Feldpost anwendet, um Deutschlands Söhnen im Felde ihre nach vielen Millionen Stücken gärende Feldpost zuzuführen, wird die Post der Kriegsgefangenen in Deutschland behandelt; nur ist es natürlich eine viel schwierigere Aufgabe, die aus dem Auslande kommenden, in zahllosen Fällen mit ungenügender oder falscher Aufschrift versehenen Sendungen in die richtigen Hände zu bringen. Von amerikanischen Seite ist unlängst ein fesselnder Einblick in den Betrieb der Post für die Kriegsgefangenen innerhalb Deutschlands gegeben worden. Er findet sich in einem der wöchentlichen Berichte über die Zustände in Deutschland während des Weltkrieges, die die amerikanische „Association of Commerce and Trade“ (Verein für Handel und Gewerbe) veröffentlicht.

Von drei Seiten bekommt Deutschland die Post für seine Kriegsgefangenen zugeführt, und nach drei Seiten verbleibt es auch die Sendungen der Kriegsgefangenen; die Schweiz hat die Vermittlung für Frankreich (mit den Kolonien), Serbien und Montenegro übernommen, die Niederlande erweisen Großbritannien den gleichen Liebesdienst, während über Schweden die Kriegsgefangenenpost Aufhals geleitet wird. Man sollte annehmen, die Absender gäben sich mit der Aufschrift den Sendungen, die größte Mühe, damit ihre Angehörigen die für sie bestimmte Post so rasch wie möglich bekommen. Allein, das ist nicht der Fall, und namentlich die aus Frankreich kommenden Sendungen waren Schwierigkeiten. Da kommen Briefe an, auf denen die Nummer oder sonstige Bezeichnung des Kriegsgefangenenlagers fehlt; ja, es kommt nicht selten vor, daß die Aufschrift etwa lautet: „An Armand Martin, Kriegsgefangener in Deutschland.“ Die Franzosen haben freilich keine Verlustlisten, und so kommt es oft vor, daß sie durch einen derartigen Brief feststellen wollen, ob ein lange vermisster Soldat etwa in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten sei. Die Oberleitung der Kriegsgefangenenpost hat in der Tat musterghilfige Einrichtungen getroffen, mit deren Hilfe auch die Briefe mit der unzureichendsten Aufschrift ihrem Ziele zugeführt werden können.

In Berlin befindet sich die Hauptstelle für diese Kriegsgefangenenpost; nach dem amerikanischen Bericht ist dort eine Karten-

Erzählungen eines alten Tambours.

20] Von Edmund Hofer.

„Halten zu Gnaden, Herr Oberst,“ sagte ich, „allein ich muß bemerken, daß der Junge von Kindesbeinen an nicht an das Land gewöhnt war und Zeit seines Lebens nicht marschieren lernt.“ — „Dummest Zeug, Tambour!“ gab er mir ernsthaft zur Antwort, „was weißt du davon? Wer in einem Beruf tüchtig und sonst kein Lor ist, der wird überall kein Nichtsnutz werden.“ — „Aber, meine ich wieder, denn in dem langen Gespräch war ich allmählich ganz frei und dreist geworden, der Bursch fürchtet sich am meisten, weil der Dienst alle Tage derselbe und einerlei ist, weil es nicht bunt durch ebene See, durch Sturm und Gefahr geht, wie sein Voot.“ — „Ja?“ erwiderte er lächelnd, meint er's so? Das ist entschieden mein Mann! Aber er kann sich trösten, denn so Gott will, werden wir es bald wieder einmal bunt genug haben, bunter als er es vielleicht mag. Ich will ihn sehen, Kalow, schloß er, und ihn selbst sprechen. Nehm' Er die Ordonnanz mit und hol' Er ihn von der Wache hierher.“

„Wir gingen und holten den Burschen, der kalt und gleichgültig gegen die Ehre blieb, die ihm widerfuhr, und meinen Rat in betreff seines Redens und Benehmens schweigend hinnahm. Als wir eintraten, ließ ihn der Kommandeur, der wieder sah, herantreten und betrachtete ihn, wie mir schien, nicht unzufrieden von oben bis unten. Kalow sah ihm auch wieder led in die Augen und zuckte und sagte nicht. „Das ist Sein Neffe, Kalow?“ fragte endlich der Oberst, „und der hat den Korporal beinahe totgeschlagen? Aber es ist ja ein Kind, ein reines Kind, Tambour, Er kann abtreten, ich will allein mit ihm reden.“

„So trollte ich mich und sah draußen auf dem Treppengeländer in Herzensangst. Was die mit einander verhandelten, hab' ich nimmer erfahren, allein es dauerte beinahe zwei Stunden lang. Drauf kam der Junge heraus, zwar noch immer trübselig, aber doch nicht mehr so kalt und hart. Die Ordonnanz brachte mir den Bescheid, es sei alles in Ordnung und ich möge ihn jetzt nach der Wache zurückbringen. Untenwegs sagte er: „Es ist vorbei, Ohm, ich trete also in Dienst.“ Das waren seine einzigen Worte und ich erfuhr weiter nichts, mochte ihn auch nicht fragen. Am Nachmittag kam er aus dem Arrest, ward meiner Kompanie zugeteilt, am andern Morgen eingeleidet, am Tage drauf mußte er schwören und vom nächsten Montag an sgerzierte er mit den andern Rekruten.

„So war die Geschichte denn wie hundert andere, nur mit einem andern Anfang, der freilich nur wenigen bekannt war; daher ward auch nicht viel davon geredet, und nur unser Major hatte den ersten Mittag auf der Parade gemeint, man mache so viel Umstände mit dem Kader, als ob's ein Junker und nicht eben nur ein Kader wäre. Nun, das war so seine Art und ich nahm's ihm weiter nicht übel, darf' es auch nicht einmal.“

„Es begann nun eine Zeit, von der ich nur wenig zu sagen weiß. Sie verlief, wie sie immer bei gewöhnlichem, wenn auch strengem Dienst vergeht, in den täglichen Übungen, Sorgen und Unterhaltungen. Mit dem Koles ging es ganz gut. Ich hatte, wie ihr euch denken könnt, mit seinen näheren Vorgesetzten, dem Feldwebel, den Unteroffizieren und Korporalen ein Wort gesprochen, und die Folge davon war, daß sie ihn zwar recht tüchtig, aber doch weniger rauh vorkamen, als es sonst zu der Zeit bei unseren Rekruten der Fall zu sein pflegte. Und der Koles war ja auch ein wunderbares Menschenkind, bei dem es keines herben Wortes, geschweige denn einer handgreiflichen Erinnerung an seine Pflicht bedurfte. Schritt, Tritt und Wendung, Schließen und Mäkten schienen ihm angeboren und nur ein bißchen vergessen; die Griffe mit dem Gewehr, Laden und Schießen nach militärischen Regeln lernte er spielend und war endlich in kürzerer Frist, als man jemals gehört, mit allem fertig. Am Tage, da er ins Regiment eingestellt wurde, war er der schmutzige Kerl, den ich in meinem Leben gesehen. Donnerwetter! fauber und zierlich wie eine Puppe, wie aus dem Ei geschält. Alles sah wie gegossen, ohne daß er sich Mühe dabei gegeben, es stimmerte und blühte, ohne daß er auch nur zur Hälfte so viel gepuht wie ein anderer. Dafür waren auch seine Vorgesetzten zufrieden mit ihm, vom Korporal an, der ganz behaglich lächelte, bis zum Kapitän, der ihn den schmutzigen Kerl im Regiment nannte. Der Major freilich sagte kein Wort bei seiner Inspektion, der Oberst aber besah ihn, wenn er sich gut führe, zu Ostern als Ordonnanz bei ihm zu kommandieren. Da ward Koles rot vor Vergnügen und ich hätte bald einen Sah vor Freude gemacht, denn zu Ordonnanz wurden nur die besten Leute, und zwar besonders die genommnen, die bald beurlaubt oder entlassen werden sollten. Kurz, der Blütsunge hatte auch hier alle im Saal und das Glück dazu.“

„Der Tag ging ebenso lustig zu Ende wie er begonnen, denn ich hatte ihm an dem Abend einen Schmaus angerichtet, wo wir so ein Duzend halb lustiger, halb doch respektabler

Gefellen zusammen waren. Und der Koles war, wie man sagt, unsere Seele. Denn auch seine Feittheit schien er in den zwei oder drei Monaten allmählich wieder gefunden zu haben und brachte nun alle damit auf die Beine. Er war voller Einfälle und Streiche, doch waren weder dumme noch böse dabei, er lachte, er neckte, trödelte und tollte, er tat seinen Dienst wie einen Zeitvertreib und war der Liebling aller, der Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten. Nur zuweilen, wenn wir in der Dämmerung einmal vor unserem kleinen Ofen saßen, einsam und schweigend, da man nicht immer Gesellschaft hat und nicht immer reden kann, wenn dann die kleinen Torfblammen bläulich durcheinander schlüpfen und zuhen und von draußen die Sterne durch die gefrorenen Fenster sättern, da kam's denn wohl einmal über ihn mit Trübsinn und Heimweh. Sobald das aber geschah — und ich merkte es gleich, da ich ihn selten aus den Augen und nie aus dem Kopfe verlor — fuhr ich mit diesem und dem schnell dazwischen und ließ nicht nach, bis ich den Erinnerungsteufel wohl oder übel ausgetrieben hatte. Schlimmer war es noch, als er einigemal Bekannte, vielleicht Schmuggelgenossen, aus unserer Heimat traf, die sich wie Metten an ihn hingen. Allein er sagte mir ehrlich selbst zuerst davon und ich brachte ihn unshwer dazu, sie laufen zu lassen. Das Uebelste fürchtete ich erst vom Frühjahr, wenn das Wetter aufgeht und die Schifffahrt beginnt; denn so ein regulärer Seehund fern von der See ist wie ein Zugvogel in Gefangenschaft; sie merken beide ihre Zeit. Allein ich hoffte auch, daß wir dann aufbrechen, tiefer ins Land ziehen und ihm so seine Grillen vertrieben würden.“

„So verging die Zeit und wir waren bereits in den letzten Januartagen des Jahres 1806. Der Winter war bis dahin scharf gewesen, der Schnee gehäuft und der Frost hatte, ohne auszuweichen, seit Monaten die Erde gehärtet und den Fuß mit fester Decke bedeckt. Nun aber sprang das Wetter mit einem Male um, es gab ein paar trübe Tage mit lauem Wind aus Südwest und warmem Regen, der Schnee ging weg wie geleckt, das Eis begann zu knacken und das Wasser stand hoch darüber. Am nächsten Tag war es Frühlingstwitter, es taute mit Nacht, dabei war der Himmel blau, die Sonne strahlend, und Baum und Gesträuch schauten so lustig drein, als ob sie jeden Augenblick die Knospen heraus-schiden möchten. Ihr seht mich an und wundert euch, weil ich das noch so genau weiß. Aber ich weiß auch noch das Datum, ihr Herren, und es hat nicht den Anschein, als ob ich's je vergessen werde. Es war am siebenundzwanzigsten Januar und, wo ich nicht irre, ein Montag. (Fortf. folgt.)

sammlung vorhanden, die etwa 1 200 000 einzelne Blätter zählt. Hierauf sind etwa 900 000 Russen und 300 000 Franzosen, Belgier, weiße und farbige Engländer verzeichnet. Auf jeder Karte steht der vollständige Name des Gefangenen, sein militärischer Dienstgrad, sein Truppenteil, Regiment, Kompanie usw., sowie seine Heimat; ferner ist das Kriegsgefangenenlager oder das Lazarett angegeben, indem er sich befindet. Die Ausfüllung dieser Karte geschieht für jeden Gefangenen in seinem Kriegsgefangenenlager, und zwar sind es selbstverständlich französische Soldaten, die die Karten für französische Soldaten ausfüllen usw. Merkwürdigerweise findet sich in der Kriegsgefangenenpost der Russen, bei denen die Kunst des Schreibens und Lesens doch lange nicht so verbreitet ist, wie bei ihren Verbündeten, die größte Sorgfalt bei den Aufschreibern. Es gehen täglich rund 8000 Sendungen mit unvollständigen Aufschreibern ein. Bei allen Sendungen an die Kriegsgefangenen stehen die Postkarten der Menge nach oben an. Im ganzen gehen täglich in der Berliner Hauptstelle 30 000 Briefe und Karten mit russischer Aufschrift ein, während im ganzen Monat 12 000 Pakete aus Rußland anlangen. Die deutsche Kriegsgefangenenpost — die bayerische und württembergische ist hier nicht mit eingerechnet — hat monatlich 4 500 000 Postsendungen von den Kriegsgefangenen innerhalb Deutschlands und 7 000 000 Sendungen an die Kriegsgefangenen in Deutschland zu bewältigen. In dem dem Bericht vorangehenden Monat Februar haben die russischen Kriegsgefangenen 3 400 000 Briefe und Postkarten empfangen und abgefordert, Franzosen und Belgier 7 200 000 und weiße und farbige Engländer 1 200 000. Das macht abgerundet 12 Millionen Sendungen in einem einzigen Monat. (2)

Kleines Feuilleton.

Ein neues Wild.

Die Verfügung des preussischen Landwirtschaftsministers über den jagdmäßigen Abschuh junger Saatkrähen zugunsten der Völkernahrung ist mancherlei Bedenken begegnet, da man vielfach eine Vernichtung der Saatkrähen, die durch die Vertilgung von Insektenlarven, Maulwürfern, Regenwürmern und anderer schädlicher Tiere hohen Nutzen stiften, befürchtet.

Wie unberechtigt aber solche Bedenken sind, beweist eine einfache Berechnung G. Mörgis aus dem Jahre 1898, auf die er selbst jetzt wieder im neuesten Heft der „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse“ hinweist. Da die ministerielle Verfügung nur für die Staatsforstbeamten verpflichtend sein kann, so kommen als sichere Unterlage für den Ertrag aus diesem Vorhaben nur die Staatsforstgebiete und Gebiete, die sonst staatlicher Aufsicht unterstehen, in Betracht. Die damaligen Erhebungen über den Saatkrähenbestand fanden ebenfalls nur über dieses Gebiet, aber hier mit ziemlicher Genauigkeit, statt.

Die Vögel leben häufig in größeren Verbänden kolonienweise zusammen; derartige Niederlassungen wurden in Preußen in den unteren Mittelteilen 179, im übrigen Reich 213 gezählt, die Zahl der Nester damit auf 135 110 beziehungsweise 68 840, im ganzen also auf 200 000 Nester veranschlagt. Die Zahl der Nester dürfte sich seither nicht wesentlich verändert haben, so daß für die obige Zahl ein Zuwachs von 800 000 Saatkrähen angenommen werden darf. Bisher wurden ohnehin schon Hunderttausende der jungen Vögel abgeschossen, ohne daß aber von einer Verwendung die Rede hätte sein können. Man kann daher ohne Schaden für die Erhaltung der Art eine halbe Million Krähen innerhalb weniger Wochen auf den Markt schicken und diesem damit eine wesentliche Bereicherung zukommen lassen. Erfordernis ist nur die sorgfältige Behandlung, genau wie bei anderen Wildvögeln, besonders das gründliche Auskühlen des warmen Tierkörpers und die Entfernung der Ein-

geweihte vor der Verfrachtung. Falls die neue Nahrung Anlang fände und auch die Privatwälder sich dadurch veranlaßt sähen, im Sinne der ministeriellen Verordnung zu handeln, so könnte die Zahl der erlegten Vögel fast verdoppelt werden, ohne daß damit eine Gefährdung ihres Bestandes verbunden wäre.

Ein Zeichen der Zeit.

Von verschiedenen Seiten wurde schon auf die Bedeutung der Gewinnung von Bluteiweiß hingewiesen. So haben die bekannten physiologischen Chemiker Prof. Sallowski-Berlin und Prof. Hofmeister-Strahburg, jeder ein Verfahren zur Gewinnung von entfärbtem Bluteiweiß bekanntgegeben. In der „Münchener Med. Wochenschrift“ kommt Sallowski nochmals auf diesen Gegenstand zurück. Für die Öffentlichkeit ist es von Interesse zu hören, wie man heute auch mit Verfahren, die in wissenschaftlichen Blättern für die Allgemeinheit bekanntgegeben wurden, Geschäfte macht. S. schreibt: „Es hat sich, wie ich erst kürzlich ersehen habe, hier und angeblich auch in anderen Großstädten eine Gesellschaft unter der Bezeichnung „Fleischerlagzentrale“ gebildet, die mein Verfahren geschäftlich verwertet. Daß das Verfahren dasselbe ist, davon habe ich mich persönlich in einer Berliner Volksküche überzeugt... Es liegt mir daran festzustellen — obwohl dies aus dem Vorhergehenden vielleicht schon ersichtlich ist — daß ich zu dieser Gesellschaft in keinerlei Beziehung stehe. Leider haben die Gutachter, an die sich diese Gesellschaft gewendet hat, nicht gewußt, daß dies Verfahren von mir herrührt, vielmehr das Verfahren, das von der Gesellschaft als Geheimverfahren verkauft wird, für eine Erfindung gehalten. Hätten sie die Quelle des Verfahrens gekannt, so würde dadurch für die gemeinnützigen Unternehmungen viel Geld erspart worden sein.“

Das Einkochen von Früchten ohne Zucker.

Vielfach ist die Sorge geäußert worden, daß in Zeiten der Zuckerkarte das Einkochen von Obst unmöglich wäre. Es wurden auch Befürchtungen laut, daß dadurch wieder die Obsternie nicht entsprechend ausgenutzt werden könnte. Glücklicherweise sind beide Bedenken hinfällig, denn, wie Fr. G. Sauer in der „Pharmazeutischen Zeitung“ nachweist, ist das Einkochen von Früchten ohne Zucker nicht nur möglich, sondern bringt sogar noch mancherlei Vorteile, denn zunächst vergrößert der Zucker die Einkochmenge, also auch den Bedarf an Gläsern, dann aber sollen die Früchte ihre natürliche Form, ihre ursprüngliche Farbe und ihren Duft und Geschmack besser behalten als die mit Zucker eingekochten. Auch zum Einkochen der Früchte ohne Zucker kann man sich der üblichen Konservengläser, soweit die Gummiringe noch brauchbar sind, bedienen. Für kleinere Früchte sind auch alle Flaschen, die durch Korke verschlossen werden, benutzbar. Zweck gründlicher Reinigung werden Gläser, Flaschen und Korke in Wasser mit 1 Proz. Salzsäure gewaschen. Ebenso sollen sämtliche Früchte einige Minuten in solchem säurehaltigen Wasser liegen, denn hierdurch werden die in den Schalen haftenden Bakterien zerstört. In die Gefäße wird zunächst 2 Zentimeter hoch gut abgeseihtes, erlaltetes Wasser gegeben und nun die rohen Früchte recht fest eingeschichtet. Die offenen Gläser werden in einem Kessel mit wenig kaltem Wasser gesetzt und diese langsam auf 70 Grad Celsius erwärmt. Dann werden die Gefäße vollständig verschlossen und nun etwa eine Stunde in Wasser von 65 Grad Celsius erhitzt. Vor der Verwendung gießt man den Fruchtmost ab, läßt darin den Zucker unter Erwärmung und legt in den warmen Fruchtmost die Früchte, die nach dem Erkalten gleichmäßig süß schmecken. Will man statt des Zuckers Saccharin verwenden, so muß man bedenken, daß das Saccharin ein Erwärmen nicht verträgt, da es sich dabei zersetzt.

Notizen.

— Vorträge. In der Tropen-Sternwarte spricht am Dienstag, den 23. Mai, abends 7 Uhr, Dr. Archenhold über „Sternhaufen und neue Sterne“.

— Kunstchronik. Hugo Vogel hat jetzt ein 19 Meter langes und 8 Meter hohes Wandgemälde „Prometheus bringt den Menschen das Feuer“ in der Berliner Charité vollendet, das das größte Wandgemälde in Berlin ist. — Bei Paul Cassirer ist die Sammlung Julius Stern ausgestellt, die dort am Montag versteigert wird. Sie ist ein Spiegelbild der Berliner Sezession früherer Jahre und der französischen Impressionisten. Besonders gut vertreten ist Monet und Liebermann, daneben besonders reichhaltig Ludwig v. Hofmann.

— Eine „Bildnis-Ausstellung“ wurde in der Akademie der Künste am Pariser Platz eröffnet. Sie enthält einige Hunderte von Bildern (zumeist Photographien) von „bedeutenden Persönlichkeiten“, die vom vorbereitenden Komitee dazu ausersehen sind. Nicht alle haben der Einladung entsprochen, aber die Persönlichkeiten, Heerführer, Parlamentarier, Künstler, Gelehrten, Schriftsteller usw., die dem guten Zweck zuliebe ihr Konterfei ein sandten, haben es zumeist mit Unterwürigkeit und Wohlwollen versehen. Für Psychologen und Graphologen bietet sich da — abgesehen von den aktuellen Neuen — viel Stoff. Die Galerie bietet weiten Spielraum: vom Papste bis zum Holzhack.

— Prells Nachfolger. Ludwig v. Hofmann wird als Nachfolger Hermann Prells an die Dresdener Akademie kommen. Weider Talente sind wesentlich dekorativ, und wenn auch Hofmann in der Sezession auszustellen pflegte, so ist er im Grunde wenig von dieser Bewegung beeinflusst. Er war kein Naturalist, kein Impressionist. Daneben sind als Lehrer für Malkunde der Dresdener Georg Luehrig und der Berliner Sezessionist Robert Dreyer in Aussicht genommen.

— Kompositionen Rousseaus aufgefunden. Dem Bibliothekar des Pariser Konservatoriums ist es gelungen, unter den anonymen Werken seiner Sammlung ein Heft aufzufinden, das verschollene Kompositionen J. J. Rousseaus enthält. Es sind zwölf italienische Gondellieder, die während des Aufenthalts Rousseaus in Venedig 1743—44 aufgeschrieben und 1753 in Paris herausgegeben worden sind. Das Heft beginnt mit dem bescheidenen Satz: „Diese Liedchen sind für jene Leute komponiert, die, obgleich Franzosen, Geschmack an der Musik gefunden haben, ihren Charakter verstehen und singen lernen möchten“.

— Städte, die durch den Krieg reich wurden. Den notwendigsten Hofenständen sind infolge des Krieges die Millionen fast wie die Heringschwärme zugekommen. So hat beispielsweise die steuerzahlende Bevölkerung der Stadt Stabanger sich allein um 2000 Personen vermehrt. Das versteuerbare Vermögen stieg dort von 71 Millionen auf 93 Millionen Kronen innerhalb eines Jahres. Das steuerpflichtige Einkommen stieg in dieser Zeit von 12 Millionen auf 22 Millionen Kronen, also 83 Proz. Die Stadtverwaltung schwimmt infolgedessen geradezu im Gelde.

— Auch die Schiefertafeln werden teurer. Bekanntlich wurden in vielen Schulen aus Erparnisgründen Schiefertafeln eingeführt. In der „Papier-Zeitung“ lesen wir nun die folgende Bekanntmachung des Verbandes der Schiefertafelfabriken. „Unaufröhrlich andauernde Verteuerung aller Roh- und Hilfsstoffe sowie immer größer werdende Betriebskosten zwingen uns, den bisher berechneten Feuerungsanschlag mit sofortiger Wirkung von 10 auf 20 Proz. zu erhöhen.“

Opelina & Alpatta

Alpatta-Mantel
aus vorzüglicher Ware,
sehr eleg. Schnitt mit
reich verzierter Schürze
und schmandem Seiden-
tragen
25.50

Dopeline-Mantel
mit dem modernen Ueber-
tragen. Halb lange Form,
weiß glänzend fallend, durch
ein gelegtes Seidenband im
Nieder gehalten.
28.50

**Reizender
Sommermantel**
aus reinwollener Ware
in verschiedenen Farben,
sehr nette Ausmachung,
besonders fischer, ganz
neuartiger Schnitt
nur 19.75

C & A
BRENNINKMEYER G. M. B. H.

Rönigstr. 33
Am Bahnhof Alexanderplatz

Chausseest. 113
Beim Ostliner Bahnhof